

Als pianistisches Wunderkind machte der 1895 in Basel geborene Ernst Levy bereits im zarten Alter von sechs Jahren mit Haydns D-Dur Konzert Furore. In der Folge entwickelte sich aus diesem frühen Beginn eine nachhaltige Pianisten-Karriere, welche ihn nach Paris führte, wo er nach 1921 seinen Lebensmittelpunkt hatte. Nach seiner, durch die politischen Ereignisse erzwungenen Emigration in die USA durchlief er neben seiner pianistischen Tätigkeit zusätzlich eine brillante Hochschulkarriere als Professor für Musik.

Galt Levy in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als einer der bedeutendsten Pianisten überhaupt (er wurde im gleichen Atemzug wie Schnabel, Backhaus, Kempff, etc. genannt) und als Musiktheoretiker und Musikphilosoph in die Nähe Busonis gerückt, so blieb sein kompositorisches Schaffen verblüffend resonanzlos. Einige Werke hat Ernst Levy mangels Aufführung nie selber gehört – gedruckt worden ist beinahe gar nichts. Er litt zwar darunter, konnte sich aber sein kompositorisches Schaffen dennoch bis zum Schluss erhalten und komponierte noch in seinen letzten Lebensjahren grossformatige Werke, wie zum Beispiel die 1979 im Alter von 84 Jahren entstandene, hochvitale Sonate für Viola und Klavier. Levy komponierte für alle Gattungen, als sein Hauptwerk müssen aber sicher die kolossalen, bis zu einer Stunde dauernden, meist einsätzigen 15 Sinfonien gelten. Aber auch zahlreiche Kammermusik- und Klavierwerke sowie Lieder beweisen seine Originalität und sein hohes Qualitätsbewusstsein.

Levy selbst bezeichnete es als „Glücksfall“, dass er durch seine Hochschulkarriere in den USA nicht gezwungen war, „marktkonform“ und mit eventuellen kreativen Einschränkungen komponieren zu müssen. Für ihn war Musik auch kein Kommunikationsmittel, sondern eher eine Art „Kommunion“, durch welche er seine philosophisch-spirituelle Haltung ausdrücken konnte. Das erklärt, warum er sich weder um Aufführungen noch um die Veröffentlichung seiner Werke sonderlich bemühte.

Dies alles führte mit zu der vollkommen grotesken Situation, dass bis jetzt vom vielleicht originellsten Schweizer Komponisten (und sicher einem der bedeutendsten!) nicht ein einziges Werk im offiziellen Handel gedruckt erhältlich ist.

Die 1932 komponierte Sonate für Flöte und Klavier entstand in Levys Pariser Zeit; der Grund für

die Entstehung dieses Werkes ist leider nicht mehr eruierbar. Uraufgeführt wurde sie dann auch erst am 2. Mai 1939 in der Carnegie Chamber Music Hall in New York. Die Interpreten waren Ruth Freeman, Flöte und der Komponist selbst am Klavier. Dieses Konzert war gänzlich Levys Musik gewidmet und nebst der Flötensonate erklangen noch die ebenfalls 1932 entstandene 1. Violinsonate sowie 8 Lieder. Das Ganze wurde von John McCullough finanziert, der im Frühling 1932 heiratete und bei Ernst Levy Musik zur Hochzeit bestellte.

Das Werk ist ausgesprochen charakteristisch für Levy: sein Kompositionsstil lässt sich keiner Schule oder Tradition zuordnen. Er glaubte, im Gegensatz zur Zwölftonmusik, fest an die Tonalität und war ständig auf der Suche nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten. Typisch sind seine Vorliebe für leicht variierte Motivwiederholungen, die häufige Verwendung modaler Harmonien und eine gewisse Archaik. Über die von ihm immer wieder benutzte Form der Sonate schreibt Levy: „Das Hauptmerkmal einer Sonate, welches ihrem Konzept inhärent ist, ist das des *Werdens*, einer *Entwicklung*. Wir sind sozusagen zum Ende eines solchen Werks nicht dieselben, die wir zu Beginn des Werks waren.“

Obwohl in einem Satz gehalten, lässt sich auch in der Flötensonate sehr wohl das klassische schnell-langsam-schnell Dreisatzprinzip erkennen. Wenn in Takt 378 das Anfangsmotiv noch einmal erklingt, ist sogar dem zyklischen Gedanken genüge getan worden.

Was auch bei dieser Sonate sofort ins Auge springt, sind die unregelmässigen Taktlängen: die 4/4 Bezeichnung zu Beginn mutet relativ bald wie ein ironischer Scherz an! Ein weiteres unverkennbares Merkmal sind die vielen Änderungen des Tempos: es entsteht ein sich ständig ändernder, quasi ein- und ausatmender musikalischer Organismus. Zusammen mit dem eher unkonventionellen Klaviersatz sowie beträchtlichen Herausforderungen im Zusammenspiel ergibt sich ein ungemein farbiges, ganz eigenwilliges, aber auch nicht einfaches Werk.

Die sicher nicht kleine Literatur für Flöte und Klavier erfährt hier eine signifikante und vorbildlose Bereicherung. Sicher wird das Werk im Laufe der Zeit seinen berechtigten Platz im Konzertsaal finden.

Timon Altwegg